

Anno 1587 – eine Schiffbrüchige vor Cadiz' Küste

Taggart stelzte in seine Kajüte, ging zum Schapp und holte das Biergail hervor. Er hatte stundenlang auf dem Kommandantendeck gestanden, und die Knie brannten ihm, als hätte jemand ein Kauteisen darangedrückt. Nach der Behandlung mit dem ekligen Zeug atmete er auf und setzte sich hinter den Kartentisch. Keine Minute zu früh, denn es klopfte. »Herein!«

»Ihr habt mich rufen lassen, Sir?« In der Tür stand Duncan Rider, die Mütze unter den Arm geklemmt. Er war ein guter Mann und zählte zu den Veteranen der *Falcon*. Aber nicht nur deshalb fühlte Taggart sich ihm besonders verbunden, sondern auch, weil Dunc einst eine schwere Operation überstanden hatte. Er war über ein aufgeschossenes Tau gestolpert und hatte sich eine Impressionsfraktur des Schädeldachs zugezogen, so jedenfalls war die Diagnose von Doktor Hall, dem Schiffsarzt, gewesen. Ein guter Freund von Taggart, der Cirurgicus Vitus von Campodios, der sich zu dem Zeitpunkt ebenfalls an Bord befunden hatte, war zum gleichen Ergebnis gekommen. Er hatte später auch die Trepanation durchgeführt.

Nach der Operation war die kreisrunde Öffnung im Schädeldach kunstvoll verschlossen worden, und zwar mit einer Golddublone aus Taggarts persönlicher Schatulle. Der Eingriff war so erfolgreich

gewesen, dass Dunc schon wenige Wochen später wieder Dienst verrichten und sogar die *Hornpipe* tanzen konnte. Die *Hornpipe*, einen aus Schottland stammenden Volkstanz, hatte er bei der Gelegenheit gleich dem Cirurgicus beigebracht, der, trotz seines höheren Stands, lachend mitgemacht hatte.

Überhaupt war der Cirurgicus ein bemerkenswerter Mann. Aufgewachsen in einem spanischen Zisterzienserkloster namens Campodios, war er dort nicht nur in den *Artes liberales* unterrichtet, sondern auch zu einem kenntnisreichen Arzt und Kräuterheilkundigen ausgebildet worden. Danach hatte es ihn als Wanderchirurg hinaus in die Welt gezogen, denn er kannte seine Herkunft nicht. Nach vielen Schicksalsschlägen und Abenteuern stellte sich heraus, dass er der einzige überlebende Spross derer von Collincourt war, und Elizabeth I., die Jungfräuliche Königin, hatte ihn höchstpersönlich zum Earl of Worthing gemacht. Taggart erinnerte sich noch genau an das große Fest, das anlässlich der Hochzeit des frisch ernannten Earls mit der schönen Nina stattgefunden hatte, es war vor sechs Jahren auf Schloss Greenvale Castle gewesen, und seine Knie hatten beim *Jig* und bei der *Gaillarde* noch anstandslos mitgemacht...

Dieser Gedanke brachte ihn zurück in die Gegenwart. Dunc stand noch immer in tadelloser Haltung vor ihm. Seit Jahren trug er nun die Golddublone seines Kommandanten im Schädel, und seit Jah-

ren ließ dieser es sich nicht nehmen, ihn nach dem Zustand seiner Münze zu fragen. »Nun, Dunc, wie geht es meinem Gold?«

Dunc grinste. »Weiß nicht, Sir, habe zu viel im Kopf.«

Taggart lachte. Der Dialog war ein altes Wortspiel zwischen ihnen.

»Willst du ein Biskuit meiner Frau?«

»Lieber nicht, Sir, letztes Mal hat's mich 'nen halben Zahn gekostet.« Auch das gehörte zum Wortspiel.

Taggart wurde ernst. »Wie ist die Stimmung in der Mannschaft?«

»So weit gut, Sir, aber die Männer fragen sich, ob Drake, äh, ich meine der Oberbefehlshaber, uns an den Prisen beteiligen wird.«

»Das wird er, Dunc, mein Wort darauf. Ich werde ... Bei allen Schirmqualen, was ist denn nun schon wieder?« Draußen hatte es kräftig geklopft. Kräftiger, als Taggart es schätzte. »Herein, zum Teufel!«

»Ich bitte, die Störung zu entschuldigen, Sir.« Pigett grüßte. »Das letzte Schiff des Geschwaders, die *Lion*, ist gerade vorbei.«

»Ja, und? Mister Fox hat Befehl, danach einzuscheren, warum kommt Ihr noch einmal extra zu mir?«

Pigett gab sich Mühe, kein beleidigtes Gesicht zu ziehen. »Es treibt ein Boot im Kielwasser der *Lion*.«

»Ein Boot? Was für ein Boot? Ein Beiboot?«

»Nein, Sir, es ist kleiner, es ist eher eines, wie es zum Übersetzen von Personen Verwendung findet.«

»Aha. Meinetwegen. Dann hat es mit der der Flotte nichts zu tun. Lasst es dahin treiben, wo der Pfeffer wächst.«

»Sicher, Sir, in dem Boot scheint allerdings eine Frau zu sitzen.«

»Was! Warum, zum Teufel, sagt Ihr das nicht ...« Taggart unterbrach sich. Es tat der Disziplin nicht gut, einen Vorgesetzten im Beisein eines Untergebenen anzuschmauzen.

»Äh, Dunc, du kannst jetzt gehen, hau dich ein wenig hin.«

»Aye, aye, Sir.« Dunc verschwand grinsend.

»So, Mister Pigett, was ist mit der Frau? Lasst Euch nicht jede Einzelheit wie einen Wurm aus der Furche ziehen!«

»Äh, nichts, Sir. Sie scheint etwas Besseres zu sein. Jedenfalls trägt sie ein teures Kleid, oder das, was davon übrig ist.«

»Was sagt John Fox dazu?«

»Der hat Freiwache, Sir.«

»Bei allen Sargasso-Aalen!« Taggart erhob sich mühsam. »Muss man denn alles selber machen? Geht schon mal vor, Pigett.«

Als Pigett ihm den Rücken gekehrt hatte, biss Taggart die Zähne zusammen und machte mit vorgestreckten Händen ein paar Kniebeugen, wobei ihm vor Schmerz der Schweiß auf die Stirn trat. Dann fühlte er eine gewisse Gängigkeit in den Gelenken und stakete hinaus auf sein Kommandantendeck.

»Dort, Sir.« Pigett wies auf eine kleine Schaluppe, die Steuerbord voraus trieb.

»Hm.« Taggart konnte in der Morgendämmerung nicht viel ausmachen. Immerhin erkannte er in dem Boot einen Menschen, und er sah auch, dass der Kopf dieses Menschen kraftlos nach vorn hing. Der Unbekannte – oder wenn man Pigetts Worten Glauben schenkte, die Unbekannte – schien ohnmächtig zu sein, vielleicht auch tot. Sollte die Person tot sein, überlegte Taggart, musste man keinen weiteren Gedanken an sie verschwenden, sie würde mit der Ebbe hinaus aufs Meer treiben und irgendwann ein Fressen für die Haie werden. Sollte sie noch leben, sah die Sache allerdings anders aus. Ihr nicht zu helfen, hieße, sie zum Tode zu verurteilen. Niemand, auch nicht der nimmermüde Acuña, würde vorbeikommen, um sie zu retten. Das wollte Taggart nicht auf sein Gewissen nehmen.

»Tja, hm«, sagte er, »fischt diese Person auf, flößt ihr eine Suppe ein, lasst sie schlafen, und wenn sie wieder bei sich ist, will ich sie in meiner Kajüte sehen.«

»Aye, aye, Sir.«

Fünf Stunden später, Taggart hatte den Vorfall fast vergessen, stand die Sonne wie ein glühender Ball am östlichen Himmel. Obwohl das Geschwader die offene See bereits erreicht hatte, war es

drückend heiß an Bord. Taggart saß in seiner Kajüte und wartete wieder einmal auf Tipperton. Der Schiffsschreiber hatte den Auftrag bekommen, Wasser und Wein für seinen Kapitän zu kühlen, was bei den Temperaturen ein allzu verständlicher Wunsch war. Umso schwieriger war die Erfüllung des Wunsches. Tipperton hatte zwei Flaschen aus grünem venezianischem Glas genommen, die Flüssigkeiten hineingegeben und sie oberhalb der Kajüte im Schatten der Segel an den Besanmast gehängt. Nun kletterte er alle fünf Minuten aufs Kajütendach und benetzte die Flaschen mit Wasser. Die Feuchtigkeit und der Fahrtwind sorgten dafür, dass der Inhalt langsam, aber sicher kälter wurde.

»Tipperton! Wie lange dauert das denn noch?«

Tipperton gab keine Antwort, doch wunderbarerweise trat er wenige Augenblicke später in die Kajüte, in der Hand die beiden venezianischen Flaschen. »Ich wäre dann soweit, Sir.«

Taggart hielt ihm ein Glas entgegen. »Verdünnt mir den Wein eins zu eins.«

»Aye, aye, Sir.« Tipperton wollte gehorchen, wurde aber von Taggart unterbrochen. »Nein, nehmt ruhig ein bisschen mehr Wein.«

Tipperton tat, wie befohlen.

»So viel Wein nun auch wieder nicht! Wollt Ihr mich in Alkohol er säufen?«

»Sir, ich ...«

Es klopfte. An der Art des Pochens erkannte Taggart, dass es John Fox war. »Kommt herein, John.«

Die Tür öffnete sich. Der Erste Offizier trat ein und half dabei einer jungen Frau über das Süll, die mehr als derangiert aussah. Ihre schwarzen Haare mochten einst zu einer prachtvollen Frisur aufgesteckt worden sein, jetzt waren sie nur noch ein armseliges Gewirr, ihre grauen Augen blickten klar, aber aus einem rußverschmierten Gesicht, und ihre Robe war kaum noch als solche zu erkennen, sie mochte einmal rot gewesen sein. Taggart schätzte ihr Alter auf achtzehn, höchstens neunzehn Jahre.

»Wir haben sie wie befohlen an Bord gebracht, Sir«, sagte John Fox. »Leider kann ich sie Euch nicht vorstellen, denn sie sagte mir ihren Namen nicht. Wies auch sonst jegliche Hilfe von sich, die Miss. Scheint etwas kratzbürstig zu sein.«

»So, so.« Taggart war aufgestanden und musterte eingehend die Gerettete, die offenbar alle Kraft brauchte, um sich aufrecht zu halten. John Fox wollte sie stützen, aber sie schüttelte seinen Arm ab.

»Ich bin Captain Taggart, und wer seid Ihr?«

»Mörder!« Es fehlte nicht viel, und die Frau hätte vor ihm ausgespuckt.

Taggart registrierte es mit Verdruss. »Wenn Ihr durch unseren Angriff auf Cádiz zu Schaden gekommen sein solltet, Miss, tut es mir

leid. Wir haben nur unsere Pflicht getan – ebenso wie Eure Landsleute ihre Pflicht tun, wenn sie eine Armada gegen mein Land ausrüsten.«

»Pahl!«

»Wie ich bereits sagte: Ich bin Captain Taggart, und bevor ich Euch an Bord willkommen heiße, wüsste ich gern Euren Namen.«

Die Fremde schwieg.

Taggart hatte es nun endgültig die Laune verhagelt. Ihn einen Mörder zu nennen, das war starker Tobak. Er streckte sich. »Mein Name ist Sir Hippolyte Taggart, ich bin Kapitän und Korsar und darf von mir behaupten, mit Ihrer Majestät, der Königin von England, sehr wohlbekannt zu sein. Also, wer seid Ihr?«

Die Unbekannte schaute ihn an, als wäre er ein Wurm. Dann ließ sie sich zu einer Frage herab: »Was ist das für ein Wein?«

»Rheinwein«, antwortete Tipperton ungefragt.

Taggart winkte den Schreiber hinaus. »Ihr seid zwar nicht sonderlich höflich, Miss, aber niemand soll von mir dasselbe behaupten. Ein Glas gefällig?«

»Ich will Euren Wein nicht.«

»Verdammt!« Taggart platzte der Kragen. »Warum habt Ihr dann eben gefragt, was für ein Wein das ist?«

Wieder schwieg die Fremde hochmütig.

»Keine Antwort ist auch eine Antwort. John, führt die Lady zu Tipperton, er soll sehen, wo er sie unterbringt.«

»Tipperton? Wer ist das?« Jetzt geruhte die Unbekannte wieder zu sprechen.

»Mein Schreiber. Frauen an Bord bringen zwar nichts als Unglück, Ihr werdet mir das offene Wort verzeihen, aber irgendein Logis wird er für Euch schon auftreiben.«

»Das wird nicht nötig sein!« Die Augen der Fremden blitzten. »Ich gedenke, noch heute nach Cádiz zurückzukehren!«

»Ach, gedenkt Ihr das?« Taggart setzte sich wieder und hatte kein Problem damit, die Frau, die ihn Mörder genannt hatte, weiter stehen zu lassen. »Ich glaube nicht, dass daraus etwas wird.«

»Ich bestehe darauf! Ich bin Isabella del Pilar y Ribera, eine Nichte des Siebten Herzogs von Medina Sidonia, Alonso Pérez de Guzmán El Bueno!«

Taggart lehnte sich zurück. »Aha, die Dame hat also doch einen Namen.«

»Ich verlange, sofort nach Cádiz zurückgebracht zu werden. Ich muss einen wichtigen Termin wahrnehmen.«

»Ich auch. Mit dem Klabautermann.« Taggart nahm die Frau nicht mehr ernst.

Sie stampfte mit dem Fuß auf. »Ich bin Isabella del Pilar y Ribera, eine Nichte des Siebten Herzogs von Medina Sidonia, Alonso Pérez de Guzmán El Bueno!«

»Sieh da, erst will die Miss ihren Namen um nichts in der Welt preisgeben, und nun nennt sie ihn gleich zwei Mal hintereinander.«

»Zusammen mit der ganzen buckligen Verwandtschaft«, ergänzte John Fox grinsend.

»Ich muss umgehend nach Hause zurück. Bitte gebt die entsprechenden Befehle.«

Das klang schon verbindlicher und stimmte Taggart etwas milder.

»Ihr könnt jetzt nicht nach Hause, Ihr könnt vielleicht nie wieder nach Hause.«

»Es soll Euer Schaden nicht sein.«

»Nein, ich kann nichts für Euch tun.«

»Was heißt das?«

Taggart deutete auf sein Weinglas. »Ihr solltet vielleicht doch etwas trinken.«

Isabella del Pilar y Ribera warf den Kopf in den Nacken. »Wozu?«

»Nun, Miss« – Taggart zog die Worte in die Länge –, »Ihr seid auf direktem Weg in Feindesland.«

Eine Schönheitsoperation mit Folgen

»Ich bin dir dankbar, dass du dir meine Zähne ansehen willst«, sagte Isabella am darauffolgenden Sonntag zu Vitus. Man schrieb den 30. Juni, und ganz England befand sich mittlerweile in fiebrhafter Erwartung der Armada. Doch in Greenvale Castle war davon wenig zu spüren, und auch Vitus hatte andere Dinge im Kopf, denn er widmete seine ganze Aufmerksamkeit abwechselnd seiner Familie und der Verwaltung seiner Güter.

Deshalb war es ihm zunächst auch wenig angenehm gewesen, von Isabella um ärztlichen Rat gebeten zu werden, aber er hatte schlecht nein sagen können, umso mehr, als Isabella und Nina mittlerweile gute Freundinnen waren und Nina sicher wenig Verständnis für eine ablehnende Haltung gezeigt hätte. »Ich bin Arzt, und wenn jemand ein körperliches Problem hat, helfe ich ihm – ohne Ansehen der Person. Warum ich dich allerdings ausgerechnet im Spanischen Zimmer untersuchen soll, verstehe ich nicht. Aber es ist auch nicht so wichtig. Setz dich da ans Fenster, damit ich besser in deinen Mund hineinschauen kann.«

Isabella gehorchte umgehend, nicht nur, weil Vitus' Anordnung sehr bestimmt klang, sondern auch, weil sie froh war, endlich den richtigen Anlass gefunden zu haben, mit ihm für eine Weile allein sein zu können.

»Schau zum Licht und mach den Mund auf.«

Isabella strahlte ihn an, schloss die Augen und öffnete die Lippen wie zum Kuss.

»Was soll das?« Er runzelte die Stirn. »Mach den Mund ganz auf, damit ich hineinschauen kann. Ja, so ist es richtig.« Vitus nahm einen kleinen Spatel, drückte die Zunge hin und her und besah sich jeden einzelnen Zahn, so gut es ging. »Ich sehe keinerlei Anzeichen für den Zahnwurm«, sagte er schließlich und richtete sich auf. »Wo genau sitzt denn der Schmerz?«

»Warte, ich zeige es dir.« Isabella öffnete ihre Lippen abermals halb und zog ihn mit einer schnellen Bewegung zu sich herab. Sie küsste ihn leidenschaftlich.

Er riss sich los, doch wenn nicht alles täuschte, ließ er sich damit ein, zwei Augenblicke mehr Zeit, als notwendig gewesen wäre. »Versuche nicht noch einmal, mich zu täuschen. Du missbrauchst meine Gastfreundschaft und hintergehst zugleich deine neue Freundin Nina!«

»Entschuldige, Vitus.« Isabella tat zerknirscht. »Ich bin nur immer so allein, da ist es über mich gekommen, tut mir leid.«

»Vergessen wir's«, sagte er versöhnlich und wollte seine Instrumententasche nehmen, um zu gehen.

»Nein, bleib.« Sie griff ihn beim Arm. »Ich habe niemals behauptet, vom Zahnwurm gequält zu werden, es geht vielmehr um meinen

abgebrochenen Schneidezahn. Die Lücke sieht so grässlich aus, ganz wie bei einer alten Frau.«

»Ach, darum geht es dir?«

»Ja, Vitus.« Sie lächelte breit, damit er sehen konnte, was sie meinte.

»Es geht also nicht um Gesundheit, sondern um Schönheit?«

»Hängt beides nicht zusammen?« Sie lächelte noch breiter, so dass auch die Lücke, die der fehlende untere Schneidezahn hinterlassen hatte, sichtbar wurde.

Vitus ließ sich Zeit mit der Antwort. »Vielleicht hast du recht«, sagte er dann. »Aber künstliche Zähne herzustellen, ist schwer, und noch schwerer ist, sie richtig zu befestigen. Wenn ich dir helfen soll, musst du von vornherein wissen, dass du mit beiden Zähnen nie wieder kauen können wirst. Sie werden einfach nur da sein und, so Gott will, einigermaßen natürlich aussehen.«

»Oh, Vitus, du bist so gelehrt.«

»Übertreibe nicht. Ich will, dass du dir genau darüber im Klaren bist, was dich erwartet, wenn ich die Behandlung vornehme. Das Problem ist, dass dem Menschen keine dritten Zähne nachwachsen, sie müssen also extra in ihrer Form hergestellt und verankert werden. An Materialien kommt dafür mancherlei in Frage, etwa der Zahn des Walrosses oder der des Elefanten. Man kann auch einen Kalbszahn zurechtfeilen oder ein Stück Holz entsprechend bear-

beiten. Dies alles ist bei den alten Meisterärzten nachzulesen und, wie gesagt, nicht das größte Problem. Das größte Problem ist das Fixieren, das in der Regel durch einen Gold- oder Silberdraht erfolgt. Mit ihm wird der neue Zahn an seinen Nachbarn links und rechts befestigt, und zwar in Form einer geschlungenen 8 – gelingt das dauerhaft, ist auch der Schönheitseffekt dauerhaft.«

»Ich mache alles, was du für richtig hältst.« Sie betrachtete ihn und spürte eine Welle der Sehnsucht, die sie fortzuspülen drohte. Wenn er so ernst daherredete, war er einfach unwiderstehlich. Doch sie verbot sich, ihn nochmals zu küssen, denn sie wollte ihn nicht noch einmal reizen.

»Ich schlage vor, für den Ersatz deiner Zähne solche vom Kalb zu nehmen.«

»Ja, Vitus.«

»Wenn du so weit mit allem einverstanden bist, kommt jetzt das Schwerste für dich: Dein abgebrochener großer Schneidezahn kann nicht durch ein angesetztes Stück geflickt werden, es hielte nicht, selbst wenn du niemals damit kauen würdest. Es gibt keinen Klebstoff, der stark genug wäre, um auf so einer kleinen Bruchfläche zu wirken. Das heißt ...«

»Das heißt, du musst ihn ziehen, damit ein neuer, ganzer Zahn seinen Platz einnehmen kann?«

»Genau das heißt es. Du solltest es dir noch einmal überlegen, denn der jetztige Stumpf scheint für die Nahrungszerkleinerung voll tauglich zu sein. Du tauschst also einen funktionsfähigen, gesunden Zahnrest gegen eine reine Nachbildung ein.«

»Das ist mir egal. Ich will wieder richtig lachen können!«

»Nun gut.« Vitus atmete durch. »Bringen wir den ersten Schritt hinter uns. Ziehen wir den abgebrochenen Beißer, alles andere findet sich hoffentlich.«

»Wird es sehr schmerzhaft?«

»Ja, wahrscheinlich.«

»Küss mich noch einmal, bevor es losgeht, Vitus.«

»Nein. Ich werde dich nie wieder küssen. Ich bin ein glücklich verheirateter Ehemann, und du bist hier Gast. Missbrauche dieses Gastrecht nicht und halte jetzt still. Öffne den Mund weit und nimm die Zunge zurück.«

»Ja, Vitus.«

Er trat seitlich an sie heran, um sich nicht selbst im Licht zu stehen, und probierte zunächst einige Zangen aus. Als er die Richtige gefunden hatte, setzte er sie an und begann, den starken Zahnstumpf nach vorn und hinten zu biegen, damit er sich mitsamt seiner Wurzel löse. Es war ein mühsames Unterfangen, denn Isabella verfügte über ein prachtvolles Gebiss, und ihre Zähne saßen fest wie eingemauert.

Er verstärkte seine Bemühungen und beobachtete, wie ihr Tränen aus den Augen rannen, aber sie gab nicht das kleinste Klagegeräusch von sich.

»Du bist sehr tapfer.«

Sie sagte nichts und bedeutete ihm, weiterzumachen.

Er zog und drückte jetzt nicht mehr nur aus dem Handgelenk heraus, sondern setzte den ganzen Unterarm ein. Seltsame Gedanken schossen ihm dabei durch den Kopf. Er wollte ihr keinen Schmerz zufügen, und dennoch empfand er ein gewisses Vergnügen, sie so hilflos ausgeliefert zu sehen. Sie hing an seiner Zange wie ein Fisch an der Angel. Doch sie zappelte nicht. Sie stemmte sich mit aller Kraft gegen ihn und half so, das Lockern zu erleichtern.

Endlich, halb ziehend, halb brechend, gelang es ihm, den starken Stumpf herauszuholen. Er hielt ihn mit der Zange hoch und begutachtete ihn. Die Wurzel gänzlich erhalten, was bedeutete, dass sich nun ein blutiges Loch in Isabellas Kiefer befand – so wie beabsichtigt.

Sie schloss den Mund und fuhr sich über die Augen. Eine Weile sagte sie nichts. »Es war nicht so schlimm«, sagte sie dann. »Weil du es gemacht hast.«

»Es war schlimm genug; ich hätte nicht an deiner Stelle sein mögen.«

»Aber nun ist es vorbei. Wann bekomme ich die neuen Zähne?«

Er lächelte. Es war das erste Mal, dass er es während der Behandlung tat. »Spül erst einmal den Mund aus, hier ist ein Becher Wasser. So ist es gut. In die Schale dort kannst du hineinspucken. Nun zu deiner Frage, wann du die neuen Zähne bekommst: Wir müssen ein paar Tage warten, bis sich die Wunde geschlossen hat. Sie wird es von selbst tun, eine Versorgung ist nicht notwendig. Ich werde die Zeit nutzen und mich um geeignete Kalbszähne kümmern. Außerdem werde ich versuchen, einen besonders harten Golddraht aufzutreiben, denn Gold ist besser als Silber. Silber ist zu weich, und es besteht darüber hinaus die Gefahr, dass es in ungewünschter Weise mit dem Speichel reagiert.«

»Danke, Vitus.«

»Schon gut. Was ich tue, tue ich als Arzt. Vergiss das nicht. Hopp-la, war da etwas?« Vitus blickte zur Tür, wo er eine Bewegung wahrgenommen zu haben meinte.

»Hallo, Onkel Vitus.« Nella stand im Rahmen und strich sich eine Haarsträhne aus dem geröteten Gesicht. »Ich ...ich wollt nur sehen, ob ich meine große Sticknadel hier verloren hab.«

Isabella kniff die Augen zusammen. »Wieso glaubst du, deine Sticknadel ausgerechnet in meinem Zimmer verloren zu haben?«

»Ich ... Es war gestern Mittag, Miss Isabella, Ihr wart zu Tisch, und Molly hat aufgeräumt, und ich hab ihr Gesellschaft geleistet. Sie hat Staub gewischt, und ich hab meinen Stickrahmen dabeige-

habt und gestickt, das machen wir öfter, weil wir gute Freundinnen sind – so wie Ihr und Tante Nina.«

»Nun gut. Geh jetzt. Du kannst später nach der Sticknadel suchen.«

»Ja, Miss Isabella. Adieu, Onkel Vitus, bis nachher.«

»Bis nachher«, sagte Vitus und packte seine Sachen zusammen.

Nella sprang erleichtert davon.

Das Ende der stolzen Intrigantin

Vitus war der Mund wie mit Brettern vernagelt. Er starrte auf die vor ihm liegende Isabella und konnte es nicht fassen. Was auch immer sie oben auf dem Kommandantendeck gewollt haben mochte, sie hatte sich in den feindlichen Schuss geworfen, um ihn zu schützen. Sie hatte ihr Leben für ihn eingesetzt. Wie sehr musste sie ihn lieben, dass sie das getan hatte!

Und er hatte sie von sich gestoßen.

Wie erbärmlich und selbstgerecht er doch gewesen war.

Doch reuige Gefühle nützten jetzt wenig, er riss sich zusammen und tat das Naheliegendste, indem er die beiden Einschusslöcher mit Kompressen abdeckte und einen Verband anlegte. Nur ihre Augen, ihre Nase und ihr Mund waren danach noch zu sehen.

»Isabella, hörst du mich?«

Er zog ihr ein Augenlid hoch und hielt zwei Finger an ihre Halsschlagader.

Ja, sie lebte noch.

Wieder versuchte er, die Mauer ihrer Besinnungslosigkeit zu durchbrechen und sie in die Wirklichkeit zurückzuholen, doch es gelang nicht. Er überlegte, ob er es mit einem stark riechenden Salz oder einem Guss Wasser versuchen sollte, aber er unterließ es. Er wollte sie keinen Augenblick allein lassen. »Isabella! Isabella?«

Hatte sie sich eben nicht ganz leicht bewegt?

»Isabella, so komm doch zu dir! Bitte!«

»... Lieb...«

»Hast du etwas gesagt?«

»... Liebster.«

Sie hatte gesprochen. Gott sei Lob und Dank, sie hatte gesprochen! Alles andere, ihr Stolz und ihre Widersprüchlichkeit, war jetzt unwichtig. Ihr Plan, die Armada vor Taggarts *Falcon* zu warnen – egal. Ihr Plan, mit Hilfe von Don Pedro die *Camborne* an sich zu bringen – egal. Ihr Plan, Schlossherrin auf Greenvale Castle zu werden – egal, egal, egal. Sie war eine sprunghafte, leidenschaftliche, außergewöhnliche Frau, und er würde sie nie verstehen. Aber sie lebte.

»Ich ... sterbe.«

Er wollte aufbegehren, wollte ihr sagen, dass sie wieder gesund würde, dass alles wieder gut würde, aber angesichts der tödlichen Verletzung war ihm die Kehle wie zugeschnürt. Er ergriff ihre schlaffe Hand und sah, dass Ninas Ring an einem der Finger steckte, aber auch das war jetzt egal. Er streichelte sie.

Ihre Augen waren halb geöffnet. Sie versuchte ein Lächeln. Der von ihm applizierte künstliche Schneidezahn saß nach wie vor perfekt. Welch ein Hohn!

Was konnte er sagen, wie konnte er sie trösten, womit konnte er ihr Mut zusprechen? »Isabella, möchtest du beten?«

Sie schüttelte kaum merklich den Kopf. »*Dios castiga ... sin piedra ni palo.*«

«Ich glaube nicht, dass Gott dich strafen wollte.»

Ihr Lächeln erstarb. »*Sin importancia*«, wisperte sie. »Ich liebe dich.«

Er schwieg. Doch in ihren Augen las er die Aufforderung: Bitte sag es mir auch, sag es nur ein einziges Mal, SAG MIR, ICH LIEBE DICH!

»Ich ... liebe dich«, flüsterte er, und er hatte dabei nicht einmal das Gefühl, zu lügen.

»Dann ist es gut, dann ist es ...« Ihre Augen brachen. Plötzlich wich alle Anspannung aus ihrem Gesicht, ein Ausdruck des Friedens und der Harmonie breiteten sich darauf aus. Der Kampf ihres Lebens war vorbei. Sie hatte ihn verloren – und sie hatte ihn doch gewonnen, denn sie hatte sein Herz erobert.

Durch ihre letzte, unwiederholbare Tat.

Der schwere Weg zurück

Er trat aus dem Schloss und nahm den Weg zu dem Rondell, wo der Magister auf der Bank vor der alten Ligusterhecke saß und selbstvergessen mit fünf Bällen jonglierte. Er wollte vorbeigehen, doch der kleine Gelehrte brach sein Geschicklichkeitsspiel ab und sagte. »Weißt du noch, wie wir mit den Gauklern über Land nach Santander zogen? Lang, lang ist's her, meine Hände waren damals weitaus geschmeidiger. Man rostet eben ein. Das Antipodieren mit zylindrischen Rollen traue ich mir schon gar nicht mehr zu.«

»Niemand verlangt das von dir.«

»Nanu, warum so ernst? Ist was, altes Unkraut?«

»Nein.«

»Nun setz dich schon, du hast doch was! Ich seh's dir an der Nasenspitze an. Ist es wegen Nina? Machen dir ihre Verletzungen Sorgen? Ich sage dir ...«

»Es ist nicht wegen ihrer Verletzungen.«

»Also wegen Nina selbst?«

»Ja ... nein ... ach, ich weiß nicht.«

»Nun aber heraus mit der Sprache! Deine Sorgen sind meine Sorgen!«

Vitus kämpfte eine Zeitlang mit sich, dann murmelte er: »Es ist ja egal, irgendwann wird es sowieso herauskommen.«

»Was?«

»Meine Leidenschaft mit Isabella.«

»Isabella?« Der Magister stieß einen Pfiff aus. »Der Name klingt nach Rasse und Feuer. Wer ist sie? Los, erzähle.«

Vitus fiel ein, dass der Freund nichts von der eigenwilligen Spanierin wissen konnte, zu lange waren sie beide getrennt gewesen. Er holte tief Luft und begann, die Geschichte von Anfang an zu erzählen. Es dauerte lange, bis er fertig war, auch deshalb, weil er zwischendurch immer wieder Pausen einlegen musste, um nicht die Fassung zu verlieren.

Als er geendet hatte, sagte der Magister heftig blinzeln: »Das ist etwas, das du dir so schnell wie möglich von der Seele reden solltest! Ich weiß, wie du leidest. Ich kenne dich. Andere würden mit einem Lachen darüber hinweggehen, aber dich trifft es bis ins Mark. Mache dem ein Ende. Gehe zu ihr, sie wird dich verstehen. Wenn sie dich liebt, wird sie dich verstehen. Du musst nur das erste Wort über die Lippen bringen. Nach dem ersten Wort ist alles einfacher.«

»Ja«, sagte er, »ich schäme mich so.«

»Das solltest du auch. In Grund und Boden schämen solltest du dich. Nina ist die prachtvollste Frau, die ich jemals kennengelernt habe. Wenn du jetzt nicht zu ihr gehst, werde ich es tun.«

»Das wird nicht nötig sein.« Er erhob sich wie ein alter Mann und machte sich auf den Weg zurück. Bei der kleinen Kapelle, in der seine Ahnen in ihren Steinsärgen ruhten, war er versucht, hineinzugehen und sie um Rat zu fragen, doch er unterließ es. Er konnte die Stunde der Wahrheit nicht länger aufschieben, er musste sie hinter sich bringen. Nach kurzer Zeit kam das Schloss mit dem Vorplatz und der großen Freitreppe in Sicht, und auf der Freitreppe stand Nina. Sie stand allein auf der obersten Stufe, als hätte sie auf ihn gewartet.

Unwillkürlich beschleunigte er seine Schritte. Er winkte ihr zu.

Sie winkte zurück, zögernd, zaghaft. Er spürte den Ring in seiner Tasche, der noch immer wie ein glühendes Stück Kohle war, und beschloss, ihn ihr als Erstes zu geben, bevor er ihr seine Verfehlungen gestand.

Er ging noch schneller, lief schon fast. Nina, Liebste!, wollte er rufen, doch die Kehle war ihm wie zugeschnürt. Er eilte die Stufen der Treppe empor und blieb atemlos vor ihr stehen. »Ich ... ich muss dir etwas geben«, keuchte er.

»Ja«, sagte sie ruhig, »ich dachte es mir.«

Er griff in die Tasche und holte ihren Ring hervor. »Ich habe Schuld auf mich geladen, große Schuld.«

Sie nahm den Ring. »Du musst mir alles sagen, hörst du? Und wenn du mir noch so weh tust! Ich will alles wissen, ich muss alles wissen, denn anders kann es mit uns nicht weitergehen.«

»Liebste ...«

Ihre Lippen zuckten. »Wenn es überhaupt mit uns weitergeht.«

»Liebste, ich ...«

Sie schluchzte auf und lief zurück ins Schloss.

Tausend Worte, Gedanken und Erklärungen schossen ihm durch den Kopf, während er ihr mit schleppenden Schritten folgte. Wie würde sie reagieren, wenn sie von seinem Treuebruch erfuhr? Was würde sie sagen? Was würde sie tun?

Er durfte nicht erwarten, dass sie für sein Verhalten Verständnis zeigte.

Und doch ...

Ein kleiner Funke Hoffnung war da.

Ein Funke Hoffnung, der Liebe hieß.